

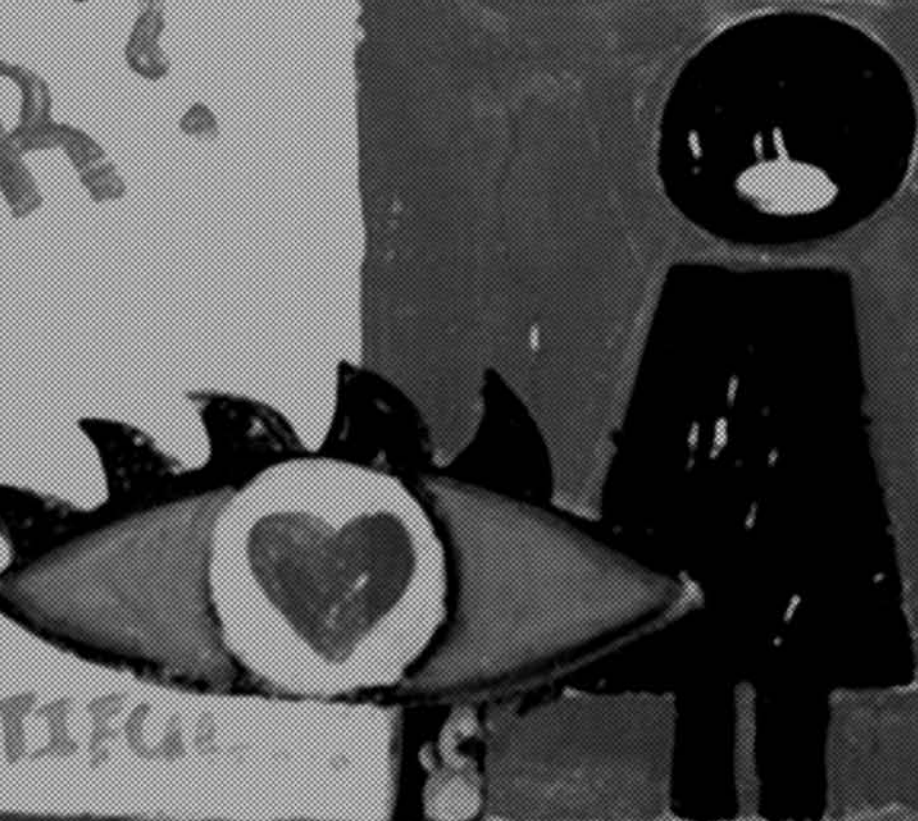


Dancehall in Germaica

Entertainment, kulturelle Aneignung & Homophobie

homosexuality
doesn't bother
me.....

sexism, classism,
racism, poverty,
illiteracy, hunger,
homelessness
DOES !!



Wandgemälde
Downtown Kingston, Jamaika 2012

In der international populären Reggae- und Dancehall-Musik tauchen häufig gewalttätige, anti-homosexuelle Texte auf. Die Debatte um Homophobie schwankt zwischen Kulturrelativismus und rassistisch aufgeladener Stigmatisierung. Von Patrick Helber

Seit 2003 gibt es in Nordamerika und Europa immer wieder Anti-Homophobie-Kampagnen gegen die Auftritte von Reggae- und Dancehall-Entertainer_innen aus Jamaika. Oftmals werden Konzerte aufgrund des öffentlichen Drucks von Organisationen für die Rechte von Lesben, Schwulen und Transsexuellen abgesagt. Hauptakteur_innen auf der internationalen Ebene waren dabei die britische LGBTTI'-Organisation OutRage! und deren Sprecher Peter Tatchell. Sie machten gemeinsam mit der 2003 gestarteten Kampagne „Stop Murder Music“ weltweit auf die anti-homosexuellen Dancehall-Lyrics sowie die gefährlichen Lebensbedingungen von Homosexuellen auf der Karibikinsel aufmerksam. Mitgetragen wurde die Kampagne außerdem von J-FLAG (Jamaica Forum for Lesbians, All-Sexuals and Gays), der einzigen jamaikanischen Organisation für die Rechte von Homo-, Bi-, Inter- und Transsexuellen. Da homophobe Einstellungen in der jamaikanischen

Bevölkerung weit verbreitet sind, war der Aktionsraum von J-FLAG lange Zeit beschränkt, während OutRage! im Zentrum der medialen Auseinandersetzung stand. Fälschlicherweise wurde so der Eindruck vermittelt, internationale Aktivist_innen würden Jamaikaner_innen ihre Ansichten aufzwingen wollen.

Die koloniale Tradition der Homophobie

Sänger_innen und Deejays aus Jamaika haben insbesondere in den 1990er-Jahren und zur Jahrtausendwende zahlreiche Lyrics geschrieben und aufgeführt, die sich extrem gewalttätig gegen Homosexualität aussprechen, etwa indem sie die brutale Ermordung von Homosexuellen beschreiben und begrüßen. Die Homophobie in Jamaika hat aber eine erheblich längere historische Tradition. Eine zentrale Rolle spielen dabei der europäische Kolonialismus und die Plantagensklaverei. Jamaika war mehrere Jahrhunderte eine britische Kolonie, in welcher Schwarze Sklav_innen unter unmenschlichen Bedingungen dazu gezwungen wurden, Reichtum für das britische Empire zu erwirtschaften. Das Gesetz gegen Analverkehr, das heute in Jamaika den juristischen Boden für die gesellschaftliche Ausgrenzung insbesondere männlicher Homosexueller schafft, wurde bereits von den britischen Kolonialist_innen verabschiedet. Als Jamaika 1962 unabhängig wurde, blieb es, wie viele andere Erben des Kolonialismus, erhalten.

Auf der Insel kam es in den letzten Jahren immer wieder zu tödlichen Übergriffen auf Homosexuelle. Besonders Schwule sowie Männer, die als „verweiblicht“ wahrgenommen werden, sind in der Öffentlichkeit einer permanenten Bedrohung ausgesetzt. Diskriminierung und soziale Ausgrenzung gehören

Die Begriffe „Schwarz“ und „weiß“ werden im Text nicht im Sinne einer Einteilung nach Hautfarben verwendet. Die Kategorisierung von Menschen nach Hautfarben stellt der Literaturwissenschaftlerin Susan Arndt zufolge selbst eine rassistische Praktik dar. „Schwarz“ ist die selbstgewählte Bezeichnung für Schwarze Menschen. Hinter der Begriffswahl verbirgt sich keine körperliche Charakteristik. Sie beschreibt vielmehr eine gemeinsame Position in unserer Gesellschaft, die auf die kollektive Diskriminierungserfahrung durch weiße Vorherrschaft zurückgeht. Die Selbstzeichnung „Schwarz“ wird deshalb im Text großgeschrieben. „Weiß“ steht für eine privilegierte Stellung. Wer „weiß“ ist, entspricht der unsichtbaren Norm und kann es sich leisten, Rassismus zu ignorieren. „Weiß“ wird kursiv geschrieben, um deutlich zu machen, dass es sich dabei nicht um eine biologische Zuschreibung, sondern um einen Begriff handelt, der bei der Analyse von Machtverhältnissen innerhalb rassistischer Strukturen unabdingbar ist.



auch für Lesben zum Alltag. Homosexuelle Frauen werden aber im Gegensatz zu schwulen oder „effeminierten“ Männern kaum als Bedrohung für die Herrschaft des Patriarchats wahrgenommen. Organisationen wie J-FLAG und OutRage! argumentieren, dass die aggressive Ablehnung von Homosexuellen unter anderem durch die homophoben Dancehall-Lyrics aufrechterhalten wird.

Zwischen Stigmatisierung und Kulturrelativismus

In Deutschland taucht das Thema Homophobie im Reggae alljährlich zur Festivalsaison in den Medien auf. Auch hierzulande haben sich unterschiedliche politische Gruppierungen, LGBT-Organisationen und Musiker_innen zusammengetan, um auf die homophoben Texte aufmerksam zu machen. Sowohl die internationale Kampagne als auch die Aktionen in Deutschland richten sich explizit gegen die sogenannten „Battyboy-Tunes“. „Battyboy“ ist im jamaikanischen Patwah² eine abwertende Bezeichnung für einen homosexuellen Mann. Andere gebräuchliche abwertende Ausdrücke sind „Sodomite“, „Fish“, „Chi Chi Man“, „Maama Man“ oder „Funny Man“.

Innerhalb der deutschen Reggae- und Dancehall-Szene hat lange Zeit kaum eine kritische Auseinandersetzung mit homophoben Textinhalten stattgefunden. In der immer wieder aufkommenden öffentlichen Diskussion stehen sich Befürworter_innen und Gegner_innen der Musik oft mit ähnlichen Argumentationsweisen gegenüber. Viele Fans und Soundsystembetreiber_innen halten die anti-homosexuellen Inhalte für einen Teil der „jamaikanischen Kultur“ und damit für unveränderlich und gerechtfertigt. *Weiß*e LGBTI-Verbände hingegen stigmatisieren Jamaika oft, wie im *Time magazine* 2006, als „den homophobsten Ort der Welt“.

Unkritische Aneignungen

Reggae und Dancehall ist die Musik der marginalisierten Schwarzen Bevölkerung Jamaikas. Die Gesellschaft auf der Insel ist bis heute durch eine rassistische Hierarchie geprägt, in der Schwarze Menschen an unterster Stelle stehen. Über soziale Mobilität und Chancen entscheidet oft die rassistische Konstruktion der Hautfarbe. Wirtschaftliche Ressourcen befinden sich deshalb auch fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeit in den Händen einer an

Befürworter_innen und Gegner_innen der Musik stehen sich oft mit ähnlichen Argumentationsweisen gegenüber

eurozentrischen Normen orientierten Elite. Diese rekrutiert sich hauptsächlich aus den gemeinsamen Nachkommen von *weißen* Plantagenbesitzer_innen und afrikanischen Sklav_innen, die in der kolonialen Hierarchie privilegiert waren. Weitere Teile der Oberschicht sind *weiße*, chinesische, jüdische und libanesischen Minderheiten.

Die Populärmusik aus den Ghettos von Kingston war von Beginn an ein Medium der Schwarzen Massen, um sich gegen fortdauernde rassistische Diskriminierung zu wehren. Als Reggae- und Dancehall-Musik nach Deutschland kamen, wurden sie zunächst von jugendlichen Subkulturen als Widerstandssoundtrack verwendet. Die *weißen* Hörer_innen ließen oftmals außer Acht, dass die Inhalte aus einem speziellen historischen, kulturellen und politischen Kontext stammten, der geprägt war vom Widerstand gegen kolonialen Rassismus. Begrifflichkeiten wie „Rebel Music“ oder „Babylon“³ wurden häufig unkritisch in die sozialen Auseinandersetzungen der Bundesrepublik übertragen. Überbleibsel aus diesem Denken sind bis heute vorhanden. Sie finden sich zum Beispiel in der Verherrlichung von Bob Marley als Marihuana rauchendem Hippie oder in der hedonistischen Aneignung von Gangstertum und Badboy-Gebärden auf Dancehall-Partys. Zu letzterem gehören die unkritische Reproduktion homophober Lyrics und deren Abfeiern bei deutschen Soundsystems, Party-Besucher_innen und einigen Künstler_innen bis zum heutigen Tag.

Zweifelhafte Authentizitätsvorstellungen

Auch Ende 2012 stößt eine Debatte um Homophobie in der hiesigen, vorwiegend *weißen* Dancehall-Szene oft auf taube Ohren. Manchmal scheint es gar, dass homophobes Verhalten insbesondere bei „Soundclashes“, musikalischen Wettkämpfen zwischen unterschiedlichen Soundsystems, nicht nur vom deutschen Publikum erwartet, sondern auch von den Akteur_innen als notwendig betrachtet wird, um als authentisch auf der Bühne wahrgenommen zu werden. Ein gutes Beispiel dafür liefert ein Soundclash, der Ende September 2012 in Stuttgart stattfand. Dort traten *weiße* Soundboys aus Speyer, Nesselwang im Allgäu, Ravensburg und München gegeneinander an und versuchten sich gegenseitig mit Beleidigungen à la „Fake Rasta“ und „Battyboy“ zu übertrumpfen.

Kommt es zur Diskussion mit deutschen Soundbetreiber_innen, Veranstalter_innen und Fans, wird oft nur auf die Situation in Jamaika verwiesen und der Frage nach der Homophobie unter *weißen* deutschen Dancehall-Fans ausgewichen. Mit diesem Schritt entziehen sich viele Beteiligte hierzulande jeglicher Eigenverantwortung. Außerdem transportieren sie so ein vollkommen undifferenziertes und stereotypes Bild von scheinbar per se homophoben Jamaikaner_innen. Homophob sind dann natürlich nur die „Anderen“, deren popkultureller Produkte man sich ja lediglich des Entertainments wegen bedient.

Ein aktueller Versuch, die deutsche Szene für Homophobie und Sexismus zu sensibilisieren, ist die Kampagne „Make Some Noise. Homophobia and Sexism Out of My Music“ (MSN), die im vergangenen Sommer auf zahlreichen Festivals durch Infostände und T-Shirts präsent war. Ins Leben gerufen wurde das Projekt unter anderem von Mal Élevé, dem Sänger der Band Irie Revoltés. Die Kampagne ist ein loser Zusammenschluss von Künstler_innen und Fans, deren gemeinsames Ziel es ist, Sexismus und Homophobie vom Inneren der Reggae-, Dancehall-, und Hip-Hop-Szene aus zu bekämpfen. Anders als bei vorausgegangenen Kampagnen geht es MSN nicht um Boykotte und Konzertverbote. Von diesen waren in der Vergangenheit eher Jamaikaner_innen wie zum Beispiel Buju Banton, Beenie Man, Sizzla oder Vybz Kartel, nie aber *weiße* Soundsystembetreiber_innen betroffen. Im Zentrum bei MSN steht der Dialog zwischen Fans, Künstler_innen und Soundsystembetreiber_innen. Eine wichtige Herausforderung für die Arbeit der Kampagne muss es sein, die rassistische Polarisierung zwischen homophoben Jamaikaner_innen und scheinbar aufgeklärten Deutschen zu durchbrechen.

Anzeichen für einen Wandel?

Gerade die internationale Debatte um homophobe Lyrics hat innerhalb der jamaikanischen Gesellschaft und der jamaikanischen Diaspora zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit Homosexualität und Homophobie geführt. Auch wenn die Mehrheit der Jamaikaner_innen offen gelebter Homosexualität weiterhin ablehnend gegenübersteht, scheint in den letzten zehn Jahren ein gesellschaftlicher Wandel

begonnen zu haben. Gruppen wie J-FLAG können offener arbeiten und auf das politische Geschehen der Insel einwirken. Stimmen, die sich gegen die Illegalität von Homosexualität wenden, werden lauter und im Wahlkampf 2011 äußerte die jetzige Premierministerin, Portia Simpson-Miller, den Vorsatz, das Gesetz gegen Analverkehr überdenken zu wollen. Bedauerlicherweise ist bis zum Erscheinen dieses Artikels aber kein ernsthafter Schritt zur Abschaffung der „Buggery Laws“ unternommen worden.

Auch die Populärkultur finden Veränderungen statt. So kritisiert die Sängerin Tanya Stephens seit Jahren Homophobie und Rassismus mit ihren Songs und Performances. Ferner hat Beenie Man, der einst für seine homophoben Texte heftig in der Kritik stand, im Sommer 2012 in einem Videostatement bekannt gegeben, keine anti-homosexuellen Lieder mehr aufführen zu wollen. Auch wenn bei der Entscheidung unumstritten internationale Konzerteinnahmen eine bedeutende Rolle spielten, hatte zuvor kein anderer Dancehall-Star den Mut zu solch einem Schritt gehabt. Seit den internationalen Protesten hat

Homophobes Verhalten wird von den Künstler_innen als Voraussetzung betrachtet, um auf der Bühne als „authentisch“ wahrgenommen zu werden

die Anzahl an gewaltverherrlichenden Songs gegen Homosexuelle stark nachgelassen. Öffentliche „Soundclashes“ finden in Jamaika im Gegensatz zur deutschen Szene teilweise ohne homophobe Äußerungen statt, und Künstler_innen mit ambivalenter Geschlechtsidentität, wie der berühmte Schauspieler Keith „Shebada“ Ramsay, erfreuen sich mittlerweile einer großen Popularität durch alle Gesellschaftsschichten.

Alltägliche Ängste

Nichtsdestotrotz ist der Weg zur vollständigen gesellschaftlichen Akzeptanz von Homosexuellen in Jamaika noch weit. Erst Anfang November 2012 kam es an der University of Technology in Kingston zu einem Angriff auf zwei Studenten, die in einer Umkleidekabine vorgefunden und für homosexuell gehalten wurden. Sie wurden daraufhin von einem Mob attackiert und im umstellten Wachhaus der Campus-Security, in das sie fliehen konnten, vom Sicherheitspersonal misshandelt. Der Vorfall hat auf Jamaika eine erneute Debatte um Homophobie ausgelöst. J-FLAG-Sprecher Dane Lewis verurteilte den Übergriff auf das Schärfste und mahnte die



Make some Noise
Tanya Stephens
auf dem Chiemsee
Reggae Summer
2012

Patrick Helber
*ist wissenschaftlicher
Mitarbeiter am Insti-
tut für Trans-
kulturelle Studien
der Universität
Heidelberg. Er
arbeitet an seiner
Promotion über die
Kontroverse um
homophobe Dance-
hall-Lyrics in den
jamaikanischen
Printmedien und ist
aktiv beim Scampy-
lama Soundsystem.*

Regierung, endlich mehr für die Rechte der Homo-
sexuellen auf der Insel zu unternehmen. Das
beteiligte Wachpersonal wurde inzwischen fristlos
entlassen. Ob tatsächlich auch politische Konsequen-
zen aus dem homophoben Übergriff gezogen
werden, ist bislang aber noch unbekannt.

Der Alltag von homosexuellen Jamaikaner_innen
bleibt weiterhin geprägt von innerer Zerrissenheit
und Ängsten. Eine lesbische Mädchen aus Vineyard
Town, einem Stadtteil im Osten von Kingston, äußert
im Gespräch deutlich ihren Traum, die Insel eines
Tages zu verlassen: „Trust me, if I could travel and go
to a place where lesbians and homosexuals are
legalized [...] trust me I would take the first plane
and buy the first ticket.“ <

¹ LGBTI ist die Abkürzung für Lesbian, Gay, Bi-Sexual, Trans-
gender und Intersexual.

² „Patwah“ beziehungsweise „Jamaican Creole“ wird die
Sprache genannt, die sich unter den Nachkommen der aus
Westafrika verschleppten Sklav_innen in Jamaika entwickelt
hat. Der Großteil der Jamaikaner_innen wächst zweisprachig
auf. Das Englisch der ehemaligen Kolonialmacht ist aber bis
heute die einzige offizielle Landessprache. Sie dient als Marker
für sozialen Status und Klassenzugehörigkeit. Die
gesellschaftlichen Eliten grenzen sich bewusst durch den Ge-
brauch von Standardenglisch von einer lediglich Patwah oder
Patwah-Englisch-Mischformen beherrschenden Unterschicht
ab. Dancehall-Musik, die primär auf Patwah zurückgreift, hat
zusammen mit der Verwendung in der Literatur zu einer in-
ternationalen Aufwertung der ansonsten häufig als „broken
English“ diskreditierten Sprache geführt.

³ „Babylon“ ist der Ausdruck, mit dem Anhänger_innen von
Rastafari sowohl weiße Vorherrschaft und andauernden Ras-
sismus, als auch ihr erzwungenes Dasein in der Schwarzen
Diaspora beschreiben. Der Begriff entstammt einer Schwarzen
antikolonialen Interpretation des Alten Testaments., welche die
Deportation und Versklavung von 12 Millionen Afrikaner_in-
nen mit der babylonischen Gefangenschaft der Israelit_innen
in Verbindung setzt. <

